

Früchte in Zeiten der Pandemie: Tiefer und weiter denken ...

(Diese Seite wird laufend ergänzt)

Inhaltsverzeichnis

Tomáš Halík - Christentum in Zeiten der Krankheit.....	1
Theologe mahnt zur Zurückhaltung bei Gottesdienstbesuchen. Keine hundertprozentige Sicherheit – 28.04.2020.....	6
Magdeburger Bischof Feige gegen vorschnelle Rückkehr zu öffentlicher Liturgie <i>Feige: Sind unsere Gottesdienstauffälle nicht fast Luxusprobleme?</i> 20.04.2020.....	7
Bischof Feige: Gottesdienst-Lockerung nicht nur ein Pyrrhussieg? 27. April 2020.....	9
Bischof Antonio Gómez Cantero, Teruel und Albarracín / Spanien - 25. März 2020	11
Bischof Heiner Wilmer zur Coronakrise: „Das viele Streamen von Gottesdiensten ist mir nicht geheuer“.....	12
Klosterfrauen machen ihre Erfahrung – und denken weiter ... “Fülle in der verordneten Leere”....	20

Tomáš Halík - Christentum in Zeiten der Krankheit

Unsere Welt ist krank. Ich meine damit nicht nur die Pandemie des Coronavirus, sondern auch den Zustand unserer Zivilisation. Das globale Phänomen der Corona-Pandemie macht dies deutlich. Es ist, biblisch gesagt, ein Zeichen der Zeit.

Viele von uns haben noch zu Beginn dieser ungewöhnlichen Fastenzeit gedacht, dass diese Epidemie zwar einen kurzfristigen Blackout verursache, eine Störung der gewöhnlichen Abläufe der Gesellschaft, dass wir aber alles irgendwie überstehen werden und dann bald wieder zum alten Modus zurückkehren könnten. Aber so wird es nicht kommen. Und es wäre schlecht, wenn wir uns darum bemühen würden. Nach dieser globalen Erfahrung wird die Welt nicht mehr die selbe sein wie vorher - und offensichtlich soll sie auch nicht mehr die selbe sein.

Es ist natürlich, dass wir uns in Zeiten einer Katastrophe zunächst für die zum Überleben notwendigen materiellen Dinge interessieren. Aber es gilt weiterhin: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Es ist nun an der Zeit, auch die tieferen Zusammenhänge dieser Erschütterung der

Sicherheiten unserer Welt in den Blick zu nehmen. Der unausweichliche Prozess der Globalisierung hat anscheinend seinen Höhepunkt erreicht: Jetzt zeigt sich die globale Verwundbarkeit der globalisierten Welt.

Die Kirche als Feldlazarett

Welche Herausforderung stellt diese Situation für das Christentum, für die Kirche – also einen der ersten „Global Player“ – und für die Theologie dar?

Die Kirche sollte so sein, wie sie Papst Franziskus haben möchte: „ein Feldlazarett“. Der Papst meint mit dieser Metapher, dass die Kirche sich nicht in der bequemen „splendid isolation“ von der Welt absondern sollte, sondern über ihre Grenzen hinausgehen und denen helfen sollte, die physisch, psychisch, sozial und geistlich verwundet werden. Dadurch kann sie auch dafür Buße tun, dass auch ihre Repräsentanten noch bis vor kurzem Verletzungen von Menschen zuließen, sogar der wehrlosesten. Versuchen wir jedoch, diese Metapher weiter zu denken - und sie noch tiefer mit dem Leben zu konfrontieren.

Wenn die Kirche ein „Lazarett“ sein soll, soll sie auf jeden Fall gesundheitliche, soziale und karitative Dienste anbieten, wie sie das seit Anbeginn ihrer Geschichte tat. Die Kirche soll jedoch wie ein gutes Krankenhaus noch weitere Aufgaben erfüllen: die Diagnose („die Zeichen der Zeit“ zu erkennen), die Prävention (Gesellschaften, in denen sich die bösartigen Viren der Angst, des Hasses, des Populismus und des Nationalismus verbreiten, zu immunisieren) und die Rekonvaleszenz (durch die Vergebung die Traumata der Vergangenheit aufzulösen).

Leere Kirchen als Zeichen und Aufruf

Letztes Jahr brannte vor Ostern die Pariser Kathedrale Notre Dame nieder. Dieses Jahr finden in der Fastenzeit in Hunderttausenden von Kirchen vieler Kontinente - und auch in Synagogen und Moscheen - keine Gottesdienste statt. Als Priester und Theologe denke ich über die leeren und geschlossenen Kirchen nach. Ich sehe sie als ein Zeichen Gottes und als eine Aufruf.

Die Sprache Gottes in den Ereignissen unserer Welt zu verstehen erfordert die Kunst der geistigen Unterscheidung, und diese setzt eine kontemplative Distanz zu unseren erregten Emotionen und Vorurteilen, zu den Projektionen unserer Ängste und Wünsche voraus. In Momenten der Katastrophe werden die „schlafenden Agenten eines bösen, rachsüchtigen Gottes“ lebendig; sie verbreiten Angst und versuchen, religiöses Kapital für sich aus der Situation herauszuschlagen. Ihre Vision von Gott ist schon seit Jahrhunderten Wasser auf die Mühlen des Atheismus.

In Katastrophen-Zeiten suche ich nicht einen Gott, der wie ein zorniger Regisseur sich hinter die Bühne unserer Welt gesetzt hat, sondern ich nehme ihn als Kraftquelle wahr, die in denen wirkt, die in solchen Situationen eine solidarische und aufopfernde Liebe erweisen - ja auch in denen, die dazu keine „religiöse Motivation“ haben. Gott ist eine demütige und diskrete Liebe.

Ich werde jedoch die Frage nicht los, ob die Zeit der leeren und geschlossenen Kirchen für die Kirche nicht einen warnenden Blick durch das Fernrohr in eine verhältnismäßig nahe Zukunft darstellt: So könnte das in ein paar Jahren in einem Großteil unserer Welt aussehen. Sind wir denn nicht genug gewarnt durch die Entwicklung in vielen Ländern, in denen sich die Kirchen, Klöster

und Priesterseminare immer weiter leerten und schlossen? Warum machten wir für diese Entwicklung so lange äußere Einflüsse („den Tsunami des Säkularismus“) verantwortlich und wollten nicht zur Kenntnis nehmen, dass ein weiteres Kapitel der Geschichte des Christentums zu Ende geht, und es daher notwendig ist, sich auf das nächste vorzubereiten?

Vielleicht zeigt diese Zeit der leeren Kirchen den Kirchen symbolisch ihre verborgene Leere und eine mögliche Zukunft auf, die eintreten könnte, wenn die Kirchen nicht ernsthaft versuchen, der Welt eine ganz andere Gestalt des Christentums zu präsentieren. Zu sehr waren wir darauf bedacht, dass die „Welt“ (die anderen) umkehren müsste, als dass wir an unsere eigene „Umkehr“ gedacht hätten - nicht nur an eine „Verbesserung“, sondern an die Wende vom statischen „Christ sein“ zum dynamischen „Christ werden“.

Als im Mittelalter die Kirche die Strafe des Interdikts im Übermaß verhängte und in Folge dieses „Generalstreiks“ des gesamten kirchlichen Apparats in vielen Regionen keine Gottesdienste stattfanden und keine Sakramente gespendet wurden, begannen die Menschen, eine persönliche Beziehung zu Gott, den „nackten Glauben“, zu suchen - Laien-Bruderschaften und die Mystik erlebten einen großen Aufschwung. Dieser Aufschwung der Mystik hat bestimmt zur Entstehung der Reformationen beigetragen, sowohl der von Luther, als auch der von Calvin, als auch der katholischen Reformation, die mit den Jesuiten und der spanischen Mystik verbunden war. Vielleicht könnte auch heute die Wiederentdeckung der Kontemplation die „synodalen Wege“ zu einem neuen Reformkonzil ergänzen.

Aufruf zu einer Reform

Vielleicht sollen wir das jetzige Fasten von den Gottesdiensten und vom kirchlichen Betrieb als einen kairos annehmen, als eine Zeit der Gelegenheit zum Inne halten und zu einem gründlichen Nachdenken vor Gott und mit Gott. Ich bin überzeugt, dass die Zeit gekommen ist, in der man überlegen sollte, wie man auf dem Weg der Reform weitergehen will, von deren Notwendigkeit Papst Franziskus spricht: weder Versuche einer Rückkehr in eine Welt, die es nicht mehr gibt, noch ein Sich-Verlassen auf bloße äußere Reformen von Strukturen, sondern eine Wende hin zum Kern des Evangeliums, ein „Weg in die Tiefe“.

Ich sehe keine glückliche Lösung darin, dass wir uns während des Verbots öffentlicher Gottesdienste allzu schnell mit künstlichen Ersatzmitteln in Form von Fernsehübertragungen von Heiligen Messen behelfen. Eine Wende hin zu einer „virtuellen Frömmigkeit“, zum „Mahl aus der Ferne“ und das Knien vor dem Bildschirm ist in der Tat eine seltsame Sache. Vielleicht sollen wir eher die Wahrheit des Wortes Jesu erleben: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Haben wir denn wirklich gedacht, dass wir den Mangel an Priestern in Europa mit dem Import von „Ersatzteilen“ aus den scheinbar unergründlichen Lagern in Polen, Asien und Afrika ausgleichen könnten, um die Maschinerie der Kirche am Laufen zu halten? Sicher sollen wir die Impulse der Amazonas-Synode ernst nehmen, aber gleichzeitig einen größeren Raum für den Dienst der Laien in der Kirche schaffen; vergessen wir nicht, dass die Kirche in vielen Gebieten ganze Jahrhunderte ohne Priester überstand.

Vielleicht ist dieser „Ausnahmestand“ nur ein Hinweis auf eine neue Form der Kirche, von der es jedoch bereits in der Geschichte Präzedenzfälle gab. Ich bin davon überzeugt, dass sich unsere christlichen Gemeinschaften, Pfarreien, Kollegien, kirchliche Bewegungen und Ordensgemeinschaften dem Ideal annähern sollten, aus dem die europäischen Universitäten entstanden sind: eine Gemeinschaft von Schülern und Lehrern zu sein, eine Schule der Weisheit, in der die Wahrheit durch freie Disputation und durch tiefe Kontemplation gesucht wird. Aus solchen Inseln der Spiritualität und des Dialogs kann eine genesende Kraft für die kranke Welt hervorgehen.

Kardinal Bergoglio zitierte einen Tag vor seiner Wahl zum Papst eine Aussage aus der Apokalypse: Christus steht an der Tür und klopft an. Er fügte hinzu: Heute klopft jedoch Christus aus dem Inneren der Kirche an und will hinaus gehen. Vielleicht hat er das gerade getan.

Wo ist das Galiläa unserer Zeit?

Schon viele Jahre denke ich über den bekannten Text Friedrich Nietzsches über den „tollen Menschen“ nach (einem Narr, dem einzigen, dem es erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen), der den „Tod Gottes“ verkündet. Das Kapitel endet damit, dass jener „tolle Mensch“ in die Kirchen ging, um dort das „Requiem aeternam Deo“ anzustimmen und fragte: „Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Gräber und die Grabmäler Gottes sind?“ Ich gestehe ein, dass mich schon lange verschiedene Formen der Kirche an kühle und prachtvolle Grabmale eines toten Gottes erinnern.

Dieses Jahr an Ostern werden wahrscheinlich viele unsere Kirchen leer sein. An irgendeinem anderen Ort werden wir das Evangelium vom leeren Grab vortragen. Wenn uns die Leere der Kirche an ein leeres Grab erinnern wird, sollten wir nicht die Stimme von oben überhören: „Er ist nicht hier. Er ist auferstanden. Er geht euch voraus nach Galiläa.“

Die Anregung zur Meditation für dieses seltsame Ostern lautet: Wo ist dieses Galiläa von heute, wo können wir dem lebendigen Christus begegnen?

Soziologische Studien sagen uns, dass in unserer Welt die „Beheimateten“ weniger werden (und zwar sowohl diejenigen Menschen, die sich völlig mit einer traditionellen Form von Religion identifizieren als auch die Anhänger eines dogmatischen Atheismus) und die „Suchenden“ mehr werden. Darüber hinaus steigt jedoch die Anzahl der „Apatheisten“ - Menschen, die sowohl religiöse Fragen als auch traditionelle Antworten gleichgültig lassen.

Die Hauptlinie der Aufteilung läuft nicht mehr zwischen denjenigen, die sich für Gläubige halten und denjenigen, die sich für Ungläubige halten. „Suchende“ gibt es sowohl unter den Gläubigen (das sind diejenigen, für die der Glaube nicht ein „ererbtes Eigentum“ ist, sondern eher „ein Weg“), als auch unter den „Ungläubigen“, die religiöse Vorstellungen ablehnen, die ihnen ihre Umgebung vorlegt, die jedoch trotzdem die Sehnsucht nach einer Quelle spüren, die ihren Durst nach dem Sinn stillen könnte.

Ich bin davon überzeugt, dass dieses „Galiläa von heute“, wohin man gehen soll, um den Gott zu suchen, der durch den Tod hindurch ging, die Welt der Suchenden ist.

Die Suche nach Christus bei den Suchenden

Die Befreiungstheologie lehrte uns, Christus bei den Menschen am Rande der Gesellschaft zu suchen; es ist jedoch notwendig, ihn auch bei den Menschen zu suchen, die in der Kirche marginalisiert sind; bei denen, die „nicht mit uns gehen“. Wenn wir als Jünger Jesu dort eintreten wollen, müssen wir zunächst viele Dinge ablegen.

Wir müssen unsere bisherigen Vorstellungen von Christus ablegen. Der Auferstandene ist durch die Erfahrung des Todes radikal verändert. Wie wir in den Evangelien lesen, konnten ihn nicht einmal seine Nächsten und Liebsten erkennen. Wir müssen nicht gleich alles glauben, was uns berichtet wird. Wir können darauf bestehen, dass wir seine Wunden berühren wollen. Wo begegnen wir ihm heute übrigens mit größerer Gewissheit, wenn nicht gerade in den Wunden der Welt und in den Wunden der Kirche, in den Wunden des Körpers, die er auf sich genommen hat?

Wir müssen unsere proselytischen Absichten ablegen. Wir dürfen deshalb in die Welt der Suchenden nicht eintreten, um diese schnellstmöglich zu „bekehren“ und sie in die bestehenden institutionellen und mentalen Grenzen unserer Kirchen einzuengen. Auch Jesus, der „die verlorenen Schafe des Hauses Israel“ suchte, führte diese nicht in die bestehenden Strukturen der damaligen jüdischen Religion hinein. Er wusste, dass man neuen Wein in neue Schläuche einfüllen muss.

Wir wollen aus dem Schatz der Tradition, die uns anvertraut wurde, sowohl neue als auch alte Sachen herausholen, um sie zum Bestandteil des Dialoges mit den Suchenden zu machen; eines Dialoges, in dem wir voneinander lernen können und sollen. Wir sollen lernen, die Grenzen unseres Verständnisses von Kirche radikal zu erweitern. Es reicht nicht mehr aus, dass wir im Tempel der Kirche den „Vorhof für die Heiden“ großzügig öffnen. Der Herr hat bereits „von innen“ angeklopft und er ist bereits hinausgegangen - und es ist unsere Aufgabe, ihn zu suchen und ihm zu folgen. Christus ist durch jene Tür hindurch gegangen, die wir aus Angst vor den anderen verschlossen hatten, er ging durch die Wand, hinter der wir uns verschanzten, er öffnet uns einen Raum, vor dessen Breite und Tiefe uns schwindelig wurde.

Gleich zu Beginn ihrer Geschichte erlebte die junge Kirche aus Juden und Heiden die Zerstörung des Tempels, in dem Jesus gebetet und seine Jünger gelehrt hatte. Die damaligen Juden fanden darauf eine mutige und kreative Antwort: Den Altar des zerstörten Tempels ersetzte der Tisch der jüdischen Familie, die Opferbestimmungen wurden durch die Bestimmungen zum privaten oder gemeinsamen Gebetes ersetzt, die Brandopfer und die blutigen Opfer wurden ersetzt durch die Opfer der Lippen, der Gedanken und des Herzens, das Gebet und das Studium der Schrift. Ungefähr zur selben Zeit suchte das junge Christentum, da s man aus den Synagogen vertrieb, seine neue Identität. Juden und Christen lernten, auf den Ruinen der Traditionen das Gesetz und die Propheten neu zu lesen und auszulegen. Sind wir in unserer heutigen Zeit nicht in einer ähnlichen Situation?

Gott in allen Dingen

Als an der Schwelle des fünften Jahrhunderts Rom fiel, hatten viele eine schnelle Erklärung parat: Für die Heiden war der Fall Roms die Strafe der Götter für die Annahme des Christentums, und für

die Christen war sein Fall die Strafe Gottes für ein Rom, das noch nicht aufgehört hatte, die Hure Babylon zu sein. Der heilige Augustinus lehnte beide Auslegungen ab: In dieser Umbruchszeit entwickelte er seine Theologie des ewigen Kampfes der beiden „Reiche“ (civitates): nicht der Christen und der Heiden, sondern der beiden „Lieben“, die im menschlichen Herzen wohnen: der Selbstliebe, der die Transzendenz verschlossen bleibt (amor sui usque ad contemptum Dei) und der Liebe, die sich hingibt und dadurch Gott findet (amor Dei usque ad contemptum sui). Ruft nicht diese Zeit der Zivilisationsveränderungen nach einer neuen Theologie der gegenwärtigen Geschichte und nach einem neuen Verständnis von Kirche?

„Wir wissen, wo die Kirche ist, aber wir wissen nicht, wo sie nicht ist“, lehrte der orthodoxe Theologe Evdokimov. Vielleicht sollen die Worte über die Katholizität und den Ökumenismus, die vom letzten Konzil ausgesprochen wurden, einen neuen und tieferen Inhalt bekommen: Es ist die Zeit gekommen für einen breiteren und tieferen Ökumenismus, für ein mutigeres „Suchen Gottes in allen Dingen“.

Diese Fastenzeit der leeren und schweigenden Kirchen können wir entweder nur als ein kurzes Provisorium annehmen, das wir dann bald vergessen werden. Wir können sie jedoch auch als kairos annehmen - als eine Zeit der Gelegenheit „in die Tiefen hinabzusteigen“ und eine neue Identität des Christentums in einer Welt zu suchen, die sich vor unseren Augen radikal verwandelt. Die gegenwärtige Pandemie ist sicher nicht die einzige globale Bedrohung, die unsere Welt begegnet und noch begegnen wird.

Nehmen wir die kommende österliche Zeit als Aufruf zu einem neuen Suchen von Christus an. Suchen wir nicht den Lebenden unter den Toten. Suchen wir ihn mutig und ausdauernd und lassen wir uns nicht dadurch verwirren, dass er uns wie ein Fremder erscheinen mag. Wir werden ihn erkennen an seinen Wunden, an seiner Stimme, wenn er uns vertraut anspricht, an seinem Geist, der den Frieden bringt und die Angst vertreibt.

Tomáš Halík (Jahrgang 1948) ist Professor für Soziologie an der Karls-Universität in Prag, Präsident der Tschechischen Christlichen Akademie und Pfarrer der Akademischen Gemeinde Prag. In der Zeit der Kommunismus wirkte er in der „Untergrundkirche“. Er ist Träger des Tempelton-Preises und Ehrendoktor der Universität Oxford.

Aus dem Tschechischen übersetzt von Markéta Barth, Radolfzell.

Theologe mahnt zur Zurückhaltung bei Gottesdienstbesuchen. Keine hundertprozentige Sicherheit – 28.04.2020

In der Diskussion um die öffentliche Feier von Gottesdiensten mahnt der Theologe Martin Stuflesser zur Zurückhaltung. "Es wäre gut, deutlich zu sagen, dass wir bei Gottesdiensten keine hundertprozentige Sicherheit hinbekommen."

Das sagte er den Zeitungen der Verlagsgruppe Bistumspressen in Osnabrück. Mit dem Wissen, dass sich gerade die älteren Menschen in den Kirchen anstecken könnten, berge die Feier öffentlicher Gottesdienste ein Risiko. Allerdings sei er überzeugt, dass die Menschen klug abwägen und entscheiden. "Die werden uns nicht die Kirchen einrennen", so Stuflesser.

Wenn schon Gottesdienste gefeiert würden, müsse es nicht sofort die Höchstform der Eucharistiefeier sein. "Wir haben noch mehr Gottesdienstformen als diese", betonte der Würzburger Liturgiewissenschaftler.

20-minütige Wortgottesfeier?

Auch aus hygienischen Gründen könne er sich statt einer Messe eine 20-minütige Wortgottesfeier vorstellen. "Die könnte man auch in höherer Frequenz anbieten." Bei schönem Wetter könne man sich draußen treffen, wo die Ansteckungsgefahr geringer sei.

Theologisch könne die momentane Not als "langanhaltender Karfreitag" gedeutet werden, erklärte der Experte. Viele litten darunter, dass sie nicht zur Kirche gehen könnten und vermissten die Gemeinschaft.

Aber: "Vielleicht sollte es noch eine Weile so bleiben. Solidarität und Taten der Liebe - das ist unser Gottesdienst", so Stuflesser.

(KNA, 28.04.2020, <https://www.domradio.de/themen/corona/2020-04-28/keine-hundertprozentige-sicherheit-theologe-mahnt-zur-zurueckhaltung-bei-gottesdienstbesuchen>)

Magdeburger Bischof Feige gegen vorschnelle Rückkehr zu öffentlicher Liturgie *Feige: Sind unsere Gottesdienstauffälle nicht fast Luxusprobleme?* 20.04.2020

Von Gerhard Feige | Magdeburg

Der Druck der Kirche auf den Staat zur Lockerung des Gottesdienstverbots wächst. Der Magdeburger Bischof Gerhard Feige findet den "wehleidigen oder kämpferischen" Unmut jedoch irritierend. Er glaubt nicht, dass Gottesdienste unter Auflagen in der Corona-Krise heilsdienlich sind.

Für viele war und ist es schmerzlich, schon seit Wochen – vor allem aber an den Kar- und Ostertagen – nicht mehr leiblich in einem Gottesdienst gewesen zu sein. Die vertraute Gemeinschaft und die sonst stärkende Kommunion werden sehr vermisst. Außerdem sind zahlreiche erwachsene Taufbewerber, Erstkommunionkinder und jugendliche Firmlinge traurig, die sie betreffenden Sakramente nun erst zu einem späteren – noch nicht konkret auszumachenden – Termin empfangen zu können. Das verstehe ich ganz und gar! Keine Frage! Auch mir liegt die

Religionsfreiheit am Herzen und tut es weh, immer noch auf öffentliche Gottesdienste verzichten zu müssen. Zumal für uns Katholiken ja die Eucharistiefeier Quelle und Gipfel allen Christ- und Kirche-Seins ist.

Nicht wie Lobbyisten Partikularinteressen durchsetzen

Mich irritiert aber zunehmend der Unmut, den manche Gläubige und kirchliche Verantwortungsträger inzwischen wehleidig oder kämpferisch zum Ausdruck bringen. Sollten wir als Christen nicht eher verantwortungsbewusst und solidarisch mit dafür Sorge tragen, die lebensbedrohliche Ansteckungsgefahr durch das Coronavirus einzudämmen und eine medizinische Überforderung unserer Gesellschaft zu verhindern, als ähnlich wie verschiedene Lobbyisten versuchen, unsere Partikularinteressen durchzusetzen? Und sind gegenüber den Nöten und Leiden derer, die um ihr eigenes Leben oder das von Verwandten bangen müssen, die kaum noch eine wirtschaftliche Perspektive für sich sehen oder die im Einsatz gegen die Pandemie beruflich in vorderster Linie gefragt sind, unsere [Gottesdienstauffälle nicht fast Luxusprobleme](#)? Da gilt es, die Güter entsprechend abzuwägen.

Ist es berechtigt, von einer – wie ich kürzlich lesen konnte – "Gesundheitsdiktatur" zu reden? Demgegenüber kenne ich zunächst einmal fast niemanden, der bei Glückwünschen nicht immer wieder hervorhebt, wie wichtig besonders die Gesundheit sei. Sicher wird sie aus christlicher Perspektive nicht als höchster Wert angesehen, sie sollte aber auch nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Und außerdem gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen einer autoritären Diktatur, die aus ideologischen Gründen Freiheitsrechte unterdrückt, und einem demokratischen Staat, der um des Gemeinwohls willen zeitweise manches beschränkt.

Zugangsbegrenzung, Mundschutz, Desinfektionsritus? Magdeburgs Bischof Gerhard Feige empfindet Gottesdienste unter diesen Bedingungen nicht als heilsdienlich.

Jetzt vielleicht ein Widerstandsrecht gegenüber einem vermeintlichen "Obrigkeitsstaat" zu reklamieren, halte ich für anachronistisch. Dabei möchte auch ich freilich nicht entmündigt und blind auf ein Kollektiv oder eine Volksgemeinschaft eingeschworen werden, bin jedoch bereit, derartige Anordnungen in Kauf zu nehmen, wenn sie denn als sinnvoll und hilfreich erscheinen. Zugleich sollte man aber durchaus [wachsam bleiben, um sich die vom Grundgesetz garantierte Religionsfreiheit](#) nicht schrittweise und hinterrücks durch vielleicht antireligiös wirkende Kräfte aushebeln zu lassen.

Jegliche Freiheit ist – und das sollte ebenso bedacht werden – nicht grenzenlos, sondern endet dort, wo die Freiheit des oder der anderen beginnt. Ähnlich wie ein antiautoritär erzogenes Kind, wenn es sich übergriffig verhält, deutlich in seine Schranken gewiesen werden muss, hat auch niemand ein Recht, irgendwelche Mitmenschen bewusst oder unbewusst durch Ansteckung in Gefahr zu bringen. Vielleicht bin ich als ehemaliger DDR-Bürger mit einer solchen Meinung nicht ganz freiheitstauglich, auf jeden Fall aber habe ich ein Gespür dafür, dass auch in einer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft nicht alle ihren Selbstverwirklichungsfantasien um jeden Preis freien Lauf lassen können, sondern mancher Verzicht und manches Opfer nötig ist, um ein gedeihliches Zusammenleben zu ermöglichen.

Gottesdienste in der Form gottgefällig und heilsdienlich?

Wenn seitens der Kirchen nunmehr der Druck auf den Staat erhöht wird, dass baldmöglichst wieder Gottesdienste nicht nur per Radio, Fernsehen und Livestream mitgefeiert werden können, frage ich mich natürlich, ob das in der den aktuellen gesetzlichen Vorschriften anzupassenden Form tatsächlich den Glauben fördert oder eher zum Krampf wird. Ich kann mir bis jetzt jedenfalls kaum vorstellen, wie Gottesdienste mit Zugangsbegrenzung, Anwesenheitsliste, Abstandswahrung, Mundschutz, Handschuhen, einem Desinfektionsritus vor der Gabenbereitung und der Austeilung der Kommunion mittels einer – noch zu erfindenden – liturgischen Zange gottgefällig und heilsdienlich sein sollen.

Wie und nach welchen Kriterien soll darüber entschieden werden, wer teilnehmen darf und wer nicht? Wer soll überwachen, dass auch alle Regeln eingehalten werden? Und was ist mit den Gemeinden, die nur kleine Kirchen oder Kapellen haben? Werden auf diese Weise nicht neue Probleme geschaffen und die Frustration vergrößert? Sollte man nicht noch etwas abwarten, um erst dann wieder gemeinsam Gottesdienste zu feiern, wenn es natürlicher und menschenfreundlicher geschehen kann? Bis dahin aber dürfte jemand, dem Glaube und Kirche etwas bedeuten, auch weiterhin Möglichkeiten finden, um geistlich zu überleben. Schließlich bleiben ja zum Beispiel auch die Kirchen zum individuellen Gebet geöffnet.

Von Gerhard Feige

Der Autor

Gerhard Feige (*1951) ist seit 2005 Bischof von Magdeburg. Außerdem ist er Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz.

<https://www.katholisch.de/artikel/25237-feige-sind-unsere-gottesdienstaesfaelle-nicht-fast-luxusprobleme>

© katholisch.de 2020

Bischof Feige: Gottesdienst-Lockerung nicht nur ein Pyrrhussieg? 27. April 2020

Von: [rwm](#)

Der katholische Magdeburger Bischof Gerhard Feige hält die wieder erlaubten Gottesdienste unter den gegebenen Bedingungen für ausgrenzend. Er fragt, ist die Gottesdienst-Lockerung nicht nur ein Pyrrhussieg?

Magdeburg – Der katholische Magdeburger [Bischof Gerhard Feige](#) hält die [wieder erlaubten Gottesdienste](#) unter den gegebenen Bedingungen für ausgrenzend. „Nur eine geringe Zahl von

Gläubigen wird nach bestimmten Kriterien zugelassen. Nicht die Kranken und Schwachen dürfen kommen, sondern nur die Starken und Gesunden“, sagte Feige im Interview der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) am Montag in Magdeburg. Er frage sich, ob das nicht ein Pyrrhussieg sei. „Was staatlich nun unter restriktiven Bedingungen ermöglicht wird, muss kirchlicherseits nicht unbedingt Jubel auslösen und wirklich dem Heil dienen“, so der Bischof.

Feige: Gefahr zu „versekten“

„Wenn wir als Kirche selbst jetzt auch noch eine große Zahl von Gläubigen aus unseren Gottesdiensten ausschließen und mit nur wenigen so sonderbar Liturgie feiern, braucht man sich nicht zu wundern, wenn wir allmählich in Gefahr geraten zu ‚versekten‘“, so Feige weiter. Mit Blick auf Menschen, die an einem Gottesdienst unter Auflagen teilnahmen und es positiv empfanden, betonte Feige, dass er natürlich persönliche Gottesdinnerfahrungen respektiere: „Ich muss jedoch auch die im Blick haben, die dabei ausgeschlossen sind, und diejenigen, die mit einer solchen Form überhaupt nichts anfangen können. Gerech ist so etwas auf jeden Fall nicht. Und dabei geht es ja nicht nur um die individuelle Frömmigkeit, sondern auch darum, woraus und wofür Kirche lebt und wie sie in Erscheinung tritt.“

Ferner kritisierte Feige: „Die Gestalt und Art der liturgischen Feier, wie sie sich aus den entsprechenden Schutzkonzepten erschließt, mutet sehr sonderbar an.“ Ihn erinnere manches an die vorkonziliare Form der Messe, bei der es keine wirkliche Beteiligung der Gottesdienstbesucher gegeben habe. „Kommt es bei einer Eucharistiefeier nicht auf mehr an, als nur auf den rituellen Vollzug und ein objektives Heilsgeschehen?“, so der Bischof. „Und was ist mit der Kommunion? Egal ob mit Desinfektionsmittel, Handschuh oder Zange, bei keiner dieser fragwürdigen Methoden ist eine Ansteckungsgefahr völlig auszuschließen.“

Feige erhält viele positive Reaktionen auf Kritik

Auf seine Kritik an der kirchlichen Debatte um die Lockerung der Gottesdienstverbote habe er, so Feige, so viele Reaktionen bekommen wie noch nie zuvor auf eine Äußerung, auch über Deutschland hinaus. „Die meisten zustimmend, einige sogar sehr bewegend und ermutigend, mit einer großen Weite und geistlichen Tiefe. Offensichtlich war und ist durch mich ein Nerv getroffen worden.“ (kna - <https://neuesruhrwort.de/2020/04/27/bischof-feige-gottesdienst-lockerung-nicht-nur-ein-pyrrhussieg/>)

Bischof Antonio Gómez Cantero, Teruel und Albarracín / Spanien - 25. März 2020

Es ist Sonntag nachts. Während ich schreibe, regnet es, als ob sich die wegen der Pandemie leere Stadt wieder erholen will. Heute war der erste Tag, an dem alle Kirchen in unserer Diözese (wie auch in vielen anderen) nicht geöffnet hatten, obwohl es Sonntag war. Ich wage zu sagen, dass die

überwiegende Mehrheit der Gläubigen es verstanden haben, vielleicht abgesehen von einigen, die aus ihrem Glauben ein uraltes Brauchtum gemacht haben.

Einige Priester sind sehr nervös geworden und haben die Medien, mit denen wir normalerweise kommunizieren, gefüllt mit Gebeten, mit Aufrufen zum Gebet, mit der Möglichkeit der Messe am Bildschirm zu folgen, d.h. live über Internet, mit einem Link, um das Allerheiligste ausgestellt zu sehen Und jemand ist sogar mit der Monstranz durch die Straßen gegangen, als wäre es Fronleichnam (und ich frage mich, von wem er hierzu die Erlaubnis hatte – in vielen Dingen sind wir so strikt, in anderen wieder nicht).

Dieses Bombardement wirft für mich viele Fragen auf. Scheint es nicht so, dass wir die Gläubigen so behandeln, als ob sie nicht wissen, wie man betet? Was haben wir bisher getan? Sie nur als Zuschauer behandelt? Glaubt ihr nicht, dass so viel Gottesdienst auf dem Bildschirm die Menschen in der Passivität des Zuschauens hält? Oder wollen wir unser Priestertum rechtfertigen? Reichen die bisherigen Sendungen über TV und Radio nicht aus? Bis jetzt war es doch genügend. Was ist wichtiger, eine Zeit des Gebetes oder der Lesung des Wort Gottes oder eine Messe auf dem Bildschirm ansehen?

Ich habe das Beispiel von jungen Menschen erlebt, die sich in einer Studentenwohnung getroffen haben, um die Bibel zu lesen und für die dringendsten Bedürfnisse zu beten. Ich weiß von einer Familie mit Kindern, die auf ein weißes Tuch eine Kerze und eine offene Bibel gestellt und gemeinsam gebetet und das Wort Gottes gehört haben. Jemand hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und beim Lesen des Tagesevangeliums eine erholsame Stille bewahrt. Ein junges Mädchen berichtete mir, dass sie online ging, nach „Die Lesung von heute“ suchte und mit ihnen und den angeschlossenen Betrachtungen betete. Ein Seniorenpaar hat zum Zeitpunkt der öffentlichen Gottesdienste den Rosenkranz gebetet für alle, die leiden und die uns helfen. Eine Frau sagte zu mir: „Ich suche das Schweigen und vereine mich mit denen, die irgendwo auf der Welt gemeinsam die Eucharistie feiern.“ Alle diese Menschen benötigen keine Übertragungen. Außerdem wissen wir, dass ein Bildschirm dir nie helfen wird, zu dir selbst zu kommen – und das ist so wichtig! Alle Gläubigen sind Erwachsene und wissen, wie man Kastanien aus dem Feuer holt, auch wenn wir sie oft nicht so behandeln. Wer glaubt, der betet und weiß, wie er das tun kann.

Diese Zeit der Gnade kann auch dazu dienen, dass wir, die Priester und Diakone, etwas innehalten, uns besinnen, unser pastorales Leben neu strukturieren, intensiver beten, unseren Aktivismus etwas verlangsamen, dieses Buch weiterlesen, das wir angefangen im Bücherregal gelassen haben, die Eucharistie in Ruhe und Einsamkeit feiern, die Wunden, die wir offen lassen werden, genau bedenken und heilen. Kurz gesagt: Suchen wir aufs Neue das Wesentliche unseres Dienstes.

Meine Überlegungen:

Es scheint, dass einige von uns Angst vor Leere haben, wenn wir nicht gesehen oder gehört werden, und dass wir vergessen, dass eine unserer Aufgaben das Gebet für andere oder stellvertretend für andere ist. Wir werden abmessen müssen, wieviel von diesem Einsatz in den Medien einem unüberwindlichen Eifern nach Prominenz geschuldet ist. Die Heilige Messe ist so wichtig, dass sie in Gemeinschaft gefeiert werden muss. Die übertragenen Messen sind für Kranke und Behinderte.

Hören wir doch damit auf, diese guten Menschen mit allen Arten von Reflexionen, Gedrucktem, Videos und Gebeten zu bombardieren. Wir wirken dabei mehr wie religiöse Werber als wie Menschen Gottes.

Hierbei sind wir auch selbst Konsumenten, was wir so sehr kritisieren und doch selbst auch bevorzugen. All dieser Einsatz, denke ich, ist eine Antwort auf diese Art von Seelsorge, wenig durchdacht im Licht des Evangeliums. Es gibt so viele gläubige Männer und Frauen in der Welt, welche die Eucharistie in ihrer Art feiern (der Missionar kommt nur alle paar Monate) und ihren Glauben in großer Integrität leben. Aber wir sind die Reichen, auch Konsumenten des Religiösen, die das Recht beanspruchen, dass uns die Messe nicht fehlt und sei es per Fernsehen.

Vereinigen wir uns auch mit Klängen und mit Bildern in dieser so realen und einsamen Fastenzeit. Schauen wir in unser Inneres und schweigen wir, so dass Gott mit uns reden kann. Lasst uns die Intensität der Armut leben so wie diese Menschen, denn am Ende ist diese Flut von Botschaften wie ein Regen, der fällt, aber weder die Erde tränkt noch Früchte hervorbringt.

Mehr Mut und voran!

Antonio Gómez Cantero, Bischof von Teruel und Albarracin

Übersetzung: Johannes Berger

(https://www.kath-pforzheim-liebfrauen.de/html/content/gedanken_zu_covid_19.html)

Bischof Heiner Wilmer zur Coronakrise: „Das viele Streamen von Gottesdiensten ist mir nicht geheuer“

Er fände es nicht gut, wenn in der Coronakrise jeder Pfarrer oder jeder Priester aus irgendeiner kleinen Kapelle oder aus dem Wohnzimmer streamt, sagte der Bischof von Hildesheim, Heiner Wilmer, im Interview der Woche im Dlf. Dadurch komme eine Fixierung auf die Eucharistie zum Ausdruck.

Es habe in der Geschichte des Christentums Zeiten gegeben, in denen Menschen nicht die Möglichkeit hatten, an einer Messe teilzunehmen oder die Kommunion zu empfangen. „Deshalb ist aber nicht der Glaube zusammengebrochen. Wir tun jetzt gerade so, als brähe alles zusammen. Das ist falsch, das ist eine Engführung“, sagte der 59-Jährige im Deutschlandfunk.

Wilmer verteidigte die Entscheidung, auch an Ostern auf Gottesdienste in der üblichen Form zu verzichten. „Eingeschränkt in meiner Religionsfreiheit fühle ich mich nicht“, sagte der Hildesheimer Bischof. Er höre auf den Rat der Experten. Die Kirchen könnten sich nicht vom Rest der Gesellschaft absondern.

Wilmer kritisierte zudem, dass manche Gläubige das Virus als göttliche Botschaft deuteten oder Weihwasser eine medizinische Wirkung attestieren. „Ein Glaube ohne Vernunft ist mir suspekt“, sagte er.

Das komplette Interview zum Nachlesen:

Christiane Florin: Folgt auf den Karfreitag immer ein Ostersonntag?

Heiner Wilmer: Auf den Karfreitag folgt an sich erst der Karsamstag, der Tag der Trauer, der Tag der Stille, der Tag, an dem die Tränensäcke leer geweint sind. Es ist der Tag des Dunkels, der Einsamkeit, der Öde und danach folgt der Ostersonntag.

Florin: Im Kirchenjahr ist klar definiert, wann die Zeit der Entbehrung oder die Zeit des Wartens zu Ende ist. Die Fastenzeit endet mit Ostern. Der Advent läuft auf Weihnachten hinaus. Aber jetzt in Corona-Zeiten, da wissen wir nicht, wann es vorbei ist. Wie gehen Sie damit um, das Ende nicht zu kennen?

Wilmer: Die Zeit des Corona-Virus, diese ganz spezielle Fastenzeit, ist für mich schon eine besondere Zeit. Alles ist irgendwie auf dem Prüfstand. Alles hat sich für mich verändert. Ich bin schon sehr nachdenklich geworden und ich frage mich auch, inwieweit unser Glaube trägt, inwieweit er mich trägt, wie weit trägt die Kirche die Menschen, was haben die Menschen von uns und inwieweit trägt auch hier die Botschaft Jesu die Art der Verkündigung. Das sind für mich schon Schlüsselfragen und natürlich habe ich die große Sorge um viele Menschen hier, im Bistum Hildesheim, aber auch in Deutschland und darüber hinaus. Die vielen Ängste, die vielen Kranken, Sterbenden, so viele, die sich infiziert haben, auch so viele Helferinnen und Helfer. Das ist schon alles sehr bedrückend.

Florin: Worin besteht für Sie Seelsorge im Moment?

Wilmer: Seelsorge besteht für mich in dem Paradoxon, dass wir darauf Wert legen, dass wir bei allem Abstand die Nähe suchen. Noch nie war es so wichtig, gemeinsam allein zu sein und Seelsorge heißt für mich, wirklich kreativ zu sein, jetzt bei den Menschen zu sein, anzurufen, neue Formen im Pastoral zu entwickeln, im Internet, digital. Seelsorge heißt aber auch für mich, doch auch die Maske aufzuziehen, den Kittel aufzuziehen und hier und da in Einzelfällen Menschen zu besuchen, die krank sind, die im Krankenhaus sind, die vor allem im Sterben liegen. Seelsorge heißt für mich, auch auf die Hoffnung hinzuweisen, auf den Trost und auf die Botschaft Jesu, der uns befreit, vor allem auch von der Angst.

Florin: Das heißt, Sie gehen mit Schutzmaske zu Leuten, die im Sterben liegen, um zum Beispiel die Sterbesakramente zu spenden?

Wilmer: Das ist ja schwierig geworden. Ich war aber in der letzten Woche in der Tat bei jemandem in einem Altenheim und habe mir auch da die Schutzmaske aufgezogen. Wir saßen da am Bett, haben gebetet. Er hatte schon in dem Fall die Sterbesakramente empfangen. Das war ein Mitbruder und er wollte unbedingt noch einmal den Bischof sehen. Ich habe gesagt, ich komme, in Absprache mit der Heimleitung und auch in Absprache mit der sanitären Aufsicht. Aber ich weiß, es sind Ausnahmen. Ich weiß, es ist zurzeit sehr, sehr schwierig überhaupt, dass Angehörige ihre Familien

sehen. Ich habe selbst eine junge Nichte, die mit einer schwierigen Sache ins Krankenhaus gekommen ist. Für uns, für die Familie ist es schon bitter, dass niemand sie besuchen kann.

Florin: Herr Wilmer, Sie haben am 24. März laut einer Agenturmeldung angeregt, dass sich Gläubige verstärkt dem Gebet zuwenden sollen und dass sie darin auch Protest äußern dürfen. Wogegen sollen sie protestieren? Sollen sie Gott beschimpfen?

Wilmer: Ich habe mich in diesen Tagen verstärkt mit der Weise beschäftigt, wie wir beten können und bin erneut auf das Buch Hiob gestoßen. Im Buch Hiob geht es nicht nur um die Weise des Betens, nämlich Gott zu danken, ihn zu loben, zu preisen, auch zu bitten. Hiob klagt und er trommelt auf Gott ein, weil ihm in kurzer Zeit nacheinander die Kinder sterben, das Vieh verreckt, das Land wird verwüstet. Er steht ganz allein da, praktisch nackt. Die Freunde lästern über ihn, ziehen über seinen Glauben her, sind Zyniker und sagen, ja, ja, du bist es wahrscheinlich selbst schuld, Gott bestraft dich oder: Wo ist denn dein Gott, kann er dir denn nicht helfen, er ist doch allmächtig? Hiob schreit sein Elend, sein äußeres Elend und sein inneres Elend Gott entgegen. Er schreit ihn an, er klagt: Wo bist du, wo bleibst du? Mich erinnert das auch an den 27. März, als der Papst Franziskus in Rom auf regennassem Petersplatz ganz allein dastand und an die Szene der Jünger im Boot erinnert. Jesus schläft und die Jünger merken, das Boot geht unter und sie dann auf Jesus eintrommeln und sagen, wach auf, wach auf. Und der Papst betet auch hier, wach auf, wo bist du, Gott, wach auf. Das ist eine Weise, die wir vielleicht etwas vergessen haben, die mir aber in dieser Zeit sehr wichtig geworden ist.

„Wie komme ich dem Geheimnis meines Lebens auf die Spur?“

Florin: Wenn unsere Hörerschaft repräsentativ ist für den Durchschnitt in Deutschland, dann sagt ungefähr ein Drittel: Ich kann mit Gott nichts anfangen, ich gehöre keiner Religionsgemeinschaft an, auch keiner der beiden großen Kirchen. Was sagen Sie denen? Haben Sie ihnen auch etwas zu sagen?

Wilmer: Die eigentliche Frage lautet doch, wie kann ich gut leben, wie komme ich dem Geheimnis meines Lebens auf die Spur, wie bin ich so unterwegs, dass auch die anderen um mich herum gut leben können. Und dann ergibt sich auch die Frage, wie gehen wir um, wenn wir feststellen, dass unsere Vernunft an Grenzen kommt, dass die Vorhersagbarkeit von Ereignissen, die wir mathematisch und wissenschaftlich meinen, berechnen zu können, plötzlich abrupt ausgebremst wird. Im Grunde genommen sind wir doch von einem Allmächtigen umfungen, ob wir wollen oder nicht. Der Allmächtige schlechthin ist der Tod. Das macht nachdenklich und das ist so ein Teil meines Umgangs.

Florin: Sie sind mit 19 Jahren in den Orden der Herz-Jesu-Priester eingetreten. Das ist nun 40 Jahre her. Sie haben mal ein Buch geschrieben mit dem Titel „Gott ist nicht nett“. Darin beschreiben Sie, wie schwierig es ist, sein Leben auf Gott, auf Jesus aufzubauen. Sie schreiben an einer Stelle davon, „küssen zu müssen, wenn einem das Verliebtsein abhandengekommen ist“. Wie ist Ihr Beziehungsstatus zu diesem nicht netten Gott gerade: küssen müssen oder küssen wollen?

Wilmer: Ich glaube, dass wir in unserem Glauben Bilder vererbt bekommen haben, ich auch in meiner Familie, durch meine Erziehung, Bilder, die vielleicht doch nicht stimmen, Bilder, die Jesus als den guten Hirten zeigen, Bilder, die romantisch daherkommen, Bilder von Wegkreuzen, die schön gepflegt sind, aus Holz geschnitzt, aus Altötting, aus Südtirol, Holzdarstellungen, auf die man sogar in der Familie stolz ist, aber die Wahrheit ist doch, es ist ein grausamer Tod. Die Wahrheit ist, dass wir das Eckige, Kantige in unserem Glauben rundgeschliffen haben. Die

Wahrheit ist, dass wir Gott in eine Schachtel gepresst haben, eine rote Schleife drumgebunden haben und denken: Wir haben es. So ist er, das ist mein Bild. Und das geht nicht! Auch die Ereignisse jetzt zeigen, das Leben ist unberechenbar und vor allem, Gott bleibt ein Geheimnis. Wir können manchmal eher sagen, was er nicht ist, als etwas ausdrücken, was er ist. Er ist nicht jemand, den wir mit Opfer besänftigen können, den wir magisch dominieren könnten, den wir irgendwie in eine bestimmte Ecke drängen könnten.

Florin: Aber in einigen Ecken der katholischen Kirche wird so etwas Magisches betrieben. Da wird gesagt: „Weihwasser hilft gegen das Virus, ich möchte jetzt erst recht in die Kirche gehen, ich würde für die Eucharistie sterben. Ein Weihbischof in Köln hat ein Video gemacht mit der Frage: Was will uns Gott durch das Virus sagen? Wie stehen Sie dazu?“

Wilmer: Also gut, was einzelne Leute sagen, sei mal dahingestellt. Ich persönlich finde es schwer zu ertragen, wenn wir die Realität, die sich uns zeigt, auf die leichte Schippe nehmen und dann ankommen mit Weihwasser und mit Praktiken, die jeder Vernunft entbehren. Ein Glaube ohne Vernunft ist mir suspekt.

Florin: Ostern ist das höchste christliche Fest, bekanntermaßen. Fühlen Sie sich eigentlich jetzt in Ihrer Religionsfreiheit dadurch eingeschränkt, dass dieses Fest nicht wie gewohnt stattfinden kann mit Festgottesdiensten?

„Der Verzicht auf die Gemeinschaft ist der eigentliche Verzicht“

Wilmer: Eingeschränkt in meiner Religionsfreiheit fühle ich mich nicht. Mein Empfinden ist schon speziell, weil natürlich zum Glauben die Gemeinschaft gehört. Also, niemand glaubt allein. Unser Glaube basiert auf Gemeinde, basiert auf Gemeinschaft, basiert darauf, dass jemand und andere mit mir unterwegs sind, denen ich in die Augen schaue, mit denen ich zusammen bin, lachenderweise, auch weinenderweise. Der Verzicht auf die Gemeinschaft ist der eigentliche Verzicht. Manchmal wird immer nur von Eucharistiefasten gesprochen. Ich halte das auch für bedenklich, in solchen Begriffen zu operieren. Es ist ein Verzicht auf ein völlig normales Leben, das uns trägt. Wir brauchen den anderen. Wir sind Wesen, jeder von uns ein Wesen, das auf den anderen hingeeordnet ist und das wird uns zurzeit genommen.

Florin: Ich bekam vor einigen Tagen mehrere Mails aus dem katholischen Inner Circle. Darin stand, die deutschen Bischöfe hätten das Gottesdienstverbot „widerstandslos hingenommen“. Darin steckt der Vorwurf, dass die deutschen Bischöfe vor dem Staat eingeknickt sind, dass sie nicht entschieden genug, gerade jetzt zu Ostern, für die Gottesdienste kämpfen. Ist das ein berechtigter Vorwurf Ihrer Ansicht nach?

Wilmer: Ich sehe das anders. Wir leben in einer Gesellschaft. Wir gehören zusammen. Der Zusammenhalt der Gesellschaft ist wichtig, auch für uns Kirchen, wir können uns da nicht absondern. Wir stehen als Menschen zusammen. Es kann nicht sein, dass wir eine katholische Nische bilden und uns absondern und alles besser wissen. Wir haben zusammenzustehen und wir haben in den Ministerien Experten, im Gesundheitsministerium. Wir haben Menschen, die sich in hoher Verantwortung um das Gut und das Wohl der Menschen in Deutschland und auch darüber hinaus kümmern. Es gehört zu meinem Glaubensverständnis, dass ich Respekt übe, dass ich Menschen, die sich um andere kümmern, mit Hochachtung begegne und mir auch fremden Rat hole und mich auch führen lasse von Experten in einer schwierigen Zeit.

Florin: Man kann, seit das Versammlungsverbot erlassen worden ist, im Internet jede Menge gestreamte Gottesdienste anschauen, oft ohne Menschen in den Bänken, ohne Kirchenvolk. Hand aufs Herz: Denken Sie da manchmal: Oh weia, so sieht die Zukunft der katholischen Kirche aus, wenn noch weniger Leute in die Gottesdienste kommen als bisher, also als vor der Corona-Krise?

Wilmer: Ich habe dazu zwei Gedanken. Einmal: Dieses viele Streamen ist mir persönlich nicht ganz geheuer. Wir haben hier im Bistum gesagt, wir haben einen offiziellen Streaming-Gottesdienst, aber auch nur Audio, aus dem Hildesheimer Dom. Ich finde es persönlich nicht gut, wenn jeder Pfarrer, jeder Priester aus irgendeiner kleinen Kapelle oder aus dem Wohnzimmer streamt. Ich finde es deshalb nicht gut, weil wir damit zeigen, wie verarmt wir sind. Vielleicht manifestiert sich jetzt auch einiges. Es kann auch nicht sein, dass wir nur auf die Eucharistie fixiert sind! Natürlich ist sie wichtig, aber das Zweite Vatikanische Konzil sagt, der Herr ist nicht nur gegenwärtig in der Eucharistie, sondern auch in den Heiligen Schriften, im Lesen der Bibel, und wir sollten das Wort Jesu ernst nehmen, wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Wir können uns zusammensetzen auch über das Internet, auch über die modernen Medien, um dies zu tun. Das zum Ersten.

Zum Zweiten glaube ich schon, dass die leeren Kirchen, die wir jetzt haben, vielleicht doch einen Vorgeschmack geben auf eine Zukunft, die vielleicht gar nicht mehr so fern ist. Dass wir jetzt Bilder erhalten, die uns etwas spiegeln, mit dem wir uns definitiv schneller auseinandersetzen müssen, als wir jetzt vielleicht wahrhaben wollen.

„In der Reaktion mancher Gläubigen ist die Eucharistie überbewertet“

Florin: Heißt das, die Eucharistie ist überbewertet und Sie plädieren dafür, andere Formen des Zusammenhalts, auch des Gemeinschaftserlebens auszuprobieren?

Wilmer: Also, in der Reaktion mancher Gläubigen ist die Eucharistie schon überbewertet. So als gäbe es nichts Anderes. Wir haben immer wieder in der Geschichte des Christentums Zeiten gehabt, in denen Menschen nicht die Möglichkeit hatten, an einer heiligen Messe teilzunehmen oder die Kommunion zu empfangen. Das hat es immer gegeben. Deshalb ist aber nicht der Glaube zusammengebrochen. Wir tun jetzt gerade so, als brähe alles zusammen. Das ist falsch, das ist eine Engführung.

Florin: Sie hören das Interview der Woche mit Heiner Wilmer, dem Bischof von Hildesheim. Wenn wir gut einen Monat zurückblicken auf Anfang März, das scheint ja schon ziemlich lange her zu sein, da wurde ein neuer Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz gewählt. Sie galten auch als potenzieller Nachfolger von Reinhard Marx. Wären Sie es gerne geworden?

Wilmer: Ich galt nicht wirklich als potenzieller Nachfolger. Es ist in einigen Medien so gehypt worden. Ich bin erst anderthalb Jahre Bischof in Hildesheim. Der Gedanke war mir fern. Ich persönlich bin überzeugt, dass wir mit Bischof Georg Bätzing einen wunderbaren Nachfolger von Kardinal Reinhard Marx gefunden haben und ich freue mich, dass er diese Verantwortung übernommen hat.

Florin: Eine beliebte Aussage in der katholischen Kirche lautet: Es gibt in der Kirche keine Macht, in der Kirche gibt es nur Dienst. Warum ist es so schwierig, als Kirchenmann öffentlich zu sagen: Den Posten hätte ich gerne gehabt?

Wilmer: Die Frage der Macht ist ja in der Kirche ein wichtiges Thema, in manchen Kreisen ein Tabuthema. Ich glaube, dass wir beim Thema Macht sehr autoritätsbezogene Bilder haben, bis hin auch zu Gemeinden. Die eigentliche Frage, was Menschen heute interessiert, aus meiner bescheidenen Sicht, ist nicht die Frage: Wer hat das Sagen, wer hat die Macht? Sondern: Wer ist authentisch, wer lebt und arbeitet so, dass es anknüpft an die Erfahrungen der Menschen.

Florin: Authentisch ist nun ein sehr abgenutztes Wort. Jeder Turnschuh will ja authentisch sein. Aber wie geht das denn, glaubwürdig zu sein oder nah am Leben der Menschen zu sein, wenn man so ganz anders bisher gelebt hat, im Priesterseminar gelebt hat, in der Kirche Karriere gemacht hat, bis zum Bischof aufgestiegen ist? Da sind Sie doch von den Menschen in Ihrem Bistum ziemlich weit weg.

Wilmer: Für mich persönlich sind uralte Kontakte, die ich seit meiner Grundschule habe, nach wie vor wichtig. Dazu gehören Leute, die fahren heute einen Lkw. Dazu gehören Leute, die sind Schreiner, Tischler, Bauern. Dazu gehören Leute, die sind Arzt geworden, andere arbeiten im juristischen Bereich. Ich habe auch viele Bekannte, die gehen nicht mehr in die Kirche, von denen glauben einige. Ich habe auch gute Freunde, die weder in die Kirche gehen, noch mit Gott etwas anfangen können. Für mich sind all diese Menschen sehr, sehr wertvoll und sie geben mir irgendwie doch das Empfinden, am Boden zu bleiben, was ich für wichtig halte, auch für mich persönlich.

Florin: Nehmen wir jetzt einmal den Lkw-Fahrer: Wenn der Ihnen jetzt sagt: Mensch, das mit dem Zölibat, dass die Priester nicht heiraten dürfen, das verstehe ich einfach nicht. Ich verstehe auch nicht, warum man daran immer noch festhält. Was sagen Sie dem?

Wilmer: Dem sage ich, dass ich seinen Eindruck verstehen kann, dass er sich schwertut. Ich sage ihm, dass es kein Dogma ist. Wir hatten in der Kirche ja schon einige Jahrhunderte verheiratete Priester und ich sage ihm, dass ich im Bistum Hildesheim auch ein paar Pfarrer habe, die sind verheiratet und haben Kinder. Dann guckt er mich immer an. „Der Zölibat gehört nicht zum Glaubensschatz der Kirche“

Florin: Aus der evangelischen Kirche konvertiert?

Wilmer: Ja, ja, genau, klar. Die zwei waren lutherisch, einer war Anglikaner. Offensichtlich geht das ja. Wir haben im Moment eine Zeit, die ist anders. Der Zölibat ist kein Dogma, es ist ein Kirchenrecht. Es gibt viele Gründe dafür. Der Zölibat hat auch was. Ich selbst bin Ordensmann, bin leidenschaftlicher Ordensmann und lebe gerne auch die drei Gelübde der Ehelosigkeit, des Gehorsams und auch des bescheidenen Lebensstils, der jetzt gar nicht mehr so bescheiden ist, muss ich hinzugeben als Bischof. Aber der Zölibat gehört nicht zum Glaubensschatz der Kirche.

Florin: Aber trotzdem hat der Papst ja entschieden: Der Zölibat wird nicht angetastet. Da wird nicht eine Spur Freiwilligkeit beigegeben oder eben auch eine andere Möglichkeit des Zugangs zum Priesteramt geöffnet.

Wilmer: Das sehe ich etwas anders in dem Dokument nach der Amazonas-Synode. Was neu ist in der Geschichte des Vatikans und der Papstgeschichte, dass der Papst sowohl seinen Abschlusstext der Synode plus den vorliegenden Text (gemeint ist das Papstschreiben „Geliebtes Amazonien“) zugleich veröffentlicht hat. Das ist völlig neu. Es sagt mir, dass der Papst will, dass hier doch weiter gedacht wird, dass er will, bleibt am Ball, redet, spricht weiter, im Moment ist die Zeit nicht

so reif. Wahrscheinlich ist seine Sorge und seine Angst, dass etwas auseinanderbrechen könnte, aber die Botschaft, die ich wahrnehme, ist, bleibt auf dem Weg und redet.

Florin: Um noch mal auf den Lkw-Fahrer zurückzukommen, dem würden Sie Geduld anraten?

Wilmer: Ja, ja, Geduld.

Florin: Sie haben in einem Ihrer ersten Interviews gesagt, Machtmissbrauch stecke in der DNA der Kirche. Wie haben Sie das gemeint?

Wilmer: Sagen wollte ich, dass die Kirche heilig ist von Gott her, aber die Kirche ist auch sündig von den Menschen. Den Aspekt haben wir vergessen. Es ist nicht eine Erfindung von mir, sondern die gehört zur Kirchengeschichte.

Florin: Würden Sie das heute noch einmal genauso sagen?

Wilmer: Ja, ich stehe schon dazu. Ich würde es genauso sagen.

Florin: Corona überdeckt viele innerkirchliche Debatten, die, ich habe es vorhin schon kurz angesprochen, Anfang März noch ganz wichtig waren. Über ein Thema, den Zölibat, haben wir gesprochen. Ein anderes möchte ich noch ansprechen, weil Sie damit in Ihrem Bistum stark befasst sind, nämlich mit dem Thema sexualisierte Gewalt. Einer Ihrer Vorgänger, Bischof Janssen, wird des Missbrauchs beschuldigt. Einem anderen Vorgänger haben Sie Vertuschung vorgeworfen. Was folgt daraus?

Wilmer: Für mich folgt daraus, dass wir Expertengruppen auf den Weg gebracht haben, A) die nicht zum Bistum gehören, B) die Experten sind und die selbstständig die Akten durchgehen. Also, im Fall von Bischof Heinrich Maria Janssen hat die Expertengruppe die relevanten Akten. Diese Gruppe wird von einer Frau geleitet, nämlich der ehemaligen Justizministerin aus Niedersachsen, Frau Niewisch-Lennartz. Ich habe denen gesagt, sie sind autonom, sie sind selbstständig, sie sind auch selbstständig in der Kommunikation, auch in Presseerklärungen. Ich möchte nicht, dass man mir nachsagt, es gibt eine Zensur. Sondern ich habe öffentlich gesagt, ich gebe die Kontrolle ab, ich will Licht ins Dunkel bringen.

Florin: Warum war diese Vertuschung überhaupt so möglich?

Wilmer: Ich glaube, dass die Vertuschung deshalb möglich war, weil die katholische Kirche im juristischen Bereich sich als autonom sah. Vergehen wurden intern behandelt. Sexualisierte Gewalt wurde betrachtet als ein Vergehen gegen das sechste Gebot, aber nicht als ein Verbrechen, nicht als ein Verbrechen mit strafrechtlicher Relevanz.

Florin: In jeder Messe sollen Gläubige ihre Schuld bekennen. Jedes Kommunionkind bekommt einen Beichtspiegel und soll Gewissensforschung betreiben. Warum sagt bis heute kein einziger Amtsträger oder keiner von denen, die früher Verantwortung hatten und mit sexualisierter Gewalt befasst waren, warum sagt keiner freiwillig: Ich habe vertuscht?. Warum geschieht das, wenn überhaupt, immer nur auf Druck?

Wilmer: Einige haben ja dazu etwas gesagt, auch ehemalige leitende Geistliche in Deutschland und haben gesagt, dass sie Fehler gemacht haben, haben gesagt, dass sie Dinge nicht richtig eingeschätzt haben.

„Ein Verbrechen muss auch als Verbrechen benannt werden“

Florin: Aber glauben Sie das, nicht richtig eingeschätzt, wenn man gleichzeitig so viel Aufwand betrieben hat, das irgendwie unter der Decke zu halten, ist es dann glaubwürdig zu sagen: Ach, ich habe das damals für nicht so gravierend gehalten?

Wilmer: Nein, das halte ich eben für problematisch. Das halte ich schon für problematisch und ich finde, das geht überhaupt nicht. Ich finde, was damals schon ein Verbrechen war, nicht nur ein Vergehen, sondern ein Verbrechen, muss auch als Verbrechen benannt werden und dem muss auch nachgegangen werden. Dem muss auch mit staatlichen Mitteln nachgegangen werden. Also, es kann nicht sein, dass wir in der Kirche ein Verbrechen unter den Teppich kehren und die Betroffenen heute massiv darunter leiden und wir sagen: Na ja, es war eine andere Zeit. Das geht nicht. Die Frage der Gerechtigkeit steht im Zentrum und für mich steht eben ganz klar die Botschaft Jesu im Zentrum. Es geht nicht um eine Strukturhaltung, nicht um den Glanz einer Institution, sondern im Zentrum steht der Mensch, der verwundete Mensch, der zerbrechliche Mensch, derjenige, der leidet.

Florin: Und trotzdem hat, obwohl sie sich alle auf Jesus berufen, keiner die Aufrichtigkeit besessen, öffentlich zu sagen: Ich bin persönlich schuldig geworden. Das wurde doch alles sehr passivisch formuliert oder sehr allgemein in dem Sinne, wir haben Schuld auf uns geladen. Es gibt immer Sünder“ und so weiter und so fort.

Wilmer: Das Schwierige an dem Thema der sexualisierten Gewalt ist, dass das ganze System Kirche hier betroffen wird. Man muss sagen, je länger ich mich damit befasse, desto mehr packt mich die Wut und der Zorn auf der einen Seite. Auf der anderen Seite packt mich auch die Erkenntnis, wie auch ein System innerlich zusammenhängt. Klar, bestimmte Träger mögen ganz sicher alleine schuld sein, weil sie Dinge nicht aufgedeckt haben, aber es ist ein bisschen so wie bei einer großen Tischdecke. Wenn man an einer Ecke zieht, merkt man, es kommt alles irgendwie nach.

Florin: Das heißt, Sie müssten in diesem Gebäude Kirche jeden Stein umdrehen und es könnte sein, dass am Ende keiner auf dem anderen bleibt.

Wilmer: Nein. Das heißt für mich, dass wir einen neuen Umgang haben müssen mit Macht. Es kann nicht sein, dass wir nur top-down unterwegs sind. Wir brauchen Kontrolle, wir brauchen ein Gegenüber, wir brauchen Prüfung. Und das muss institutionell verankert werden und wir brauchen eine enge Zusammenarbeit auch mit Behörden, wenn es dann um Vergehen und Verbrechen geht, die dafür zuständig sind. Aber kirchenintern auf alle Fälle Strukturen, die wegkommen von monarchistischen Tendenzen.

Äußerungen unserer Gesprächspartner geben deren eigene Auffassungen wieder. Der Deutschlandfunk macht sich Äußerungen seiner Gesprächspartner in Interviews und Diskussionen nicht zu eigen.

Klosterfrauen machen ihre Erfahrung – und denken weiter ...

“Fülle in der verordneten Leere”

Reflexionen über Ostererfahrungen während der Corona-Krise 2020

Der folgende Text stammt von zehn Ordensfrauen der Gruppe „Ordensfrauen für Menschenwürde“, die sich im Herbst 2018 in München gebildet hat.

Er reflektiert, wie die Herausforderungen der Corona-Pandemie von den Ordensfrauen kreativ aufgegriffen und bewältigt wurden. Die Erfahrungen betreffen besonders die Themenkreise Sakramentenverständnis, Eucharistieverständnis und Amtsverständnis, bzw. Priesterbild. Als Ordensfrauen, die in vielfältigen internen wie externen Beziehungen stehen, beleuchten wir unsere Gemeinschaftserfahrungen und reflektieren die Frage nach einer alltagstauglichen Begegnung mit Gott, anstelle einer rein ritualisierten Religionspraxis.

Die darin zum Ausdruck gebrachten Forderungen sind keineswegs neu und werden seit Jahrzehnten von vielen Menschen immer wieder in den theologischen wie den kirchenamtlichen Diskurs eingespeist. Allerdings sind sie nun durch Corona in einer neuen Weise erfahrungsgesättigt. Und wir sind überzeugt, dass viele Christen und Christinnen ähnliche Erfahrungen beisteuern könnten.

Die neue Situation

“Wir hatten alles geplant. Wir hatten uns um einen Priester bemüht, weil das nach den Regeln der katholischen Kirche so zu sein hat. Doch dann kam ganz überraschend und sehr kurzfristig (...) die Absage und wir standen vor der Situation, nun selbst feiern zu müssen, sollen, dürfen, können...”

So beschreibt eine Ordensfrau die Tage kurz vor Ostern. Viele Gläubige und viele Schwesterngemeinschaften teilen solche besonderen Kar- und Ostererfahrungen während der Corona-Krise 2020, als alle öffentlichen Gottesdienste abgesagt waren und in vielen Frauengemeinschaften die Feier der Eucharistie mit einem externen Zelebranten kurzfristig untersagt war.

In der Corona-Krise hatten wir keine Wahl und genau das eröffnete echte Alternativen. Mit dem Bruch und Wegfall des Vertrauten – manchmal auch Eingefahrenen – entstand zunächst Leere und dann Raum für einen Diskurs und ein gemeinsames Suchen. Wie kann es gehen? Was ist uns wichtig? Was ist für unseren Glauben und die Feier unseres Glaubens zentral? Und die oft begrenzende Frage: was ist erlaubt?

Die Abhängigkeit der (Ordens-) Frauen von einem geweihten Mann

Als Ordensfrauen können wir unser gesamtes Leben selbst verantworten, organisieren und durchführen – gerade auch in geistlichen Belangen – aber die Eucharistiefeier nicht. Einer Priorin/

Oberin steht die geistliche Leitung einer Gemeinschaft zu – aber nicht der Vorsitz bei der Eucharistiefeier. Welches Gemeindebild, welches Priesterbild und welches Frauenbild stehen dahinter? Hier zeigt sich eine Schiefelage der katholischen Kirche und eine extreme Abhängigkeit der (Ordens-)Frauen von einem geweihten Mann.

Vielen von uns war klar: wir setzen uns nicht einfach vor den Fernseher oder einen Live-Stream. So hilfreich und wertvoll das für manche Gläubige, besonders für ältere Menschen, Alleinstehende oder auch Mitschwestern in Quarantäne gewesen sein mag; die medial konsumierte Feier kann die reale Feier nicht ersetzen. Es war und blieb für uns ein schmerzhafter Stich ins Herz, dem Zelebranten beim Kommunizieren zuzuschauen, ohne selbst teilhaben zu können. Als ebenso unmöglich haben wir Eucharistiefeiern mit Gemeinde ohne Kommunionsspendung erlebt.

Warum gilt: Form vor Inhalt?

Es stellen sich zentrale Fragen an das Eucharistieverständnis: Ist die Eucharistie eine gemeinsame Mahlfeier, oder ein exklusives Geschehen, das dem geweihten Priester vorbehalten ist? Das 2. Vatikanische Konzil formuliert hier sehr eindeutig: Es geht darum, dass „alle, [die] durch Glauben und Taufe Kinder Gottes geworden [sind], sich versammeln (...) und das Herrenmahl genießen.“ (SC 10) Wir fragen uns: Ist die korrekt gefeierte Form wichtiger als der Inhalt? Wie sehr wird ernsthaft die Communio als zentral für die Eucharistiefeier angesehen? Weiter: Fassen die Regeln und Vorschriften das Sakramentsverständnis nicht zu eng? Kann nicht „alles zum wirksamen Zeichen der Gegenwart Gottes werden“ (Leonardo Boff), wenn es in mir – oder uns – auf Resonanz trifft?

Warum muss das gültig gefeierte Sakrament immer noch an der kirchengeschichtlich gewachsenen Entscheidung hängen, dass nur ein ehelos lebender Mann zum Priester geweiht werden kann? Warum können nicht endlich, um jeder Gemeinde die sonntägliche Eucharistiefeier mit einer Gemeinschaftserfahrung zu ermöglichen, Personen beiderlei Geschlechts aus der Gemeinde zu diesem Amt beauftragt werden – natürlich mit entsprechender Ausbildung?

Wir erleben, dass das kirchliche Amtsverständnis sehr stark in der Gefahr ist, ungute Machtverhältnisse zu zementieren – und das auf Kosten des Heilsgeschehens für alle Menschen. Dienen unsere sakramentalen Formen wirklich dem Leben oder hat sich das Leben nicht inzwischen den Formen unterzuordnen?

Stellvertretung und Solidarität gehören zusammen!

Manchmal wurden solche Messen durch den Gedanken vom „stellvertretenden Gottesdienstfeiern“ gerechtfertigt. Wie ist die „stellvertretende“ Feier zu verstehen? Es machte sich bei uns Unbehagen breit, wenn Bischöfe/Priester sehr großzügig verkündeten, dass sie stellvertretend für die abwesende Gemeinde Eucharistie feierten. Ja, auch das kann für manche Gläubige ein geistlicher Trost sein. Doch theologisch gehören Stellvertretung und Solidarität eng zusammen. Jesus lebte die Solidarität Gottes mit uns Menschen in der Menschwerdung und seinem Sterben und erst das begründete die Möglichkeit seiner Stellvertretung. Für uns war es an mancher Stelle tröstlicher, wenn auch Bischöfe/ Priester solidarisch mit allen Gläubigen auf die Eucharistiefeier verzichtet

haben, denn eine Gemeinde kann ohne Priester keine Eucharistie feiern – umgekehrt gilt das Gleiche!!

Wir haben in unseren Gemeinschaften in den vergangenen Wochen dennoch Mahlfeiern erlebt, die jede Einführung auf die Eucharistiefeier gesprengt haben. Wir haben Brot und Wein geteilt und vielfältige Erfahrungen zeigen, dass darin Jesus Christus als präsent erlebt wurde. Beim Abendmahl gab Jesus seinen Freunden den Auftrag: “Tut dies zu meinem Gedächtnis” (1Kor 11,24-25). Dabei geht es um viel mehr, als um reine Erinnerung. Es geht um Vergegenwärtigung. Für viele von uns ist dieser Gedanke zentral: Christen versammeln sich, von Jesus Christus eingeladen, und dürfen erleben, dass Gott gegenwärtig ist. Seine Gegenwart zeigt sich in der Gemeinschaft, in seinem Wort, in vielen weiteren Ereignissen der Feier und in besonderer Weise in Brot und Wein. Ist nicht dieser Moment der „Wandlung“ einzig an einen tiefen Glauben daran gebunden, dass sich Jesus wahrhaft in Seiner Ganzheit als ein geistiges Geschehen „runter brechen lässt“ in Brot und Wein? Dieses „Mysterium“ kann nicht an einen Mann mit Weihe gebunden sein.

Wir haben Mahl gefeiert und Gottes Heilswillen erfahren

Die lebendigen Agape-Erfahrungen können nicht mit der Konsumierung von konsekrierten Hostien (“aus der Konserve”) verglichen werden. Dieser Gang zum Tabernakel wurde immer wieder als Bruch in der Feier erlebt. Entscheidend ist der unbedingte und unverfügbare Heilswille Gottes für alle Anwesenden. So erfuhren wir uns im gemeinsamen Feiern immer wieder als Eingeladene und Beschenkte – nicht als “Macherinnen”.

So fasste schließlich eine Schwester das gemeinsame Feiern zusammen: *“Ich habe noch nie in so viele strahlende Gesichter schauen dürfen, die berührt und erfüllt von diesen Tagen und unserem Feiern waren. Für mich war der Geist des Auferstandenen sehr spürbar unter uns wirksam, der in uns und mit uns etwas Wunderbares wirkte.”*

Die Pflicht zur täglichen Eucharistie – wie soll das gehen?

In den Kontext der Überlegungen rund um die Eucharistiefeier gehört auch die Frage nach werktäglichen und sonn-/festtäglicher Feier. In sehr vielen Ordensregeln ist die möglichst tägliche Feier der Heiligen Messe festgeschrieben. Wie gehen wir damit um, dass einige von uns in dieser erzwungenen “eucharistiefreien” Zeit die tägliche Feier (die wir teilweise über Jahrzehnte gewohnt waren!) nicht einmal vermisst haben?

Als Gedächtnis von Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi hat die Eucharistiefeier ihren Platz am Sonntag, dem “ersten Tag der Woche” – als Quelle und Höhepunkt, nicht als tägliche Verpflichtung. In diesem Punkt besteht ein dringender Handlungsbedarf bei der Verfassung und Genehmigung von Ordensregeln.

Nährend und tragend wurde für viele von uns die Zeit der Kontemplation, der stillen Anbetung, das einfache Dasein in der Gegenwart Gottes, das gemeinsame Schweigen oder das Hören und der Austausch über das Wort Gottes. Als strukturierend für den Tag haben viele von uns das Stundengebet erfahren, das sowieso zu unserem “täglichen Brot” gehört und dem wir besondere Aufmerksamkeit widmeten.

Wir haben erfahren: der "Mangel" führte zu einem echten Gewinn an geistlicher Tiefe und zu einer sehr großen Sensibilität für kostbare Kleinigkeiten: Gesten der zwischenmenschlichen Aufmerksamkeit, die Zeichen der Gegenwart Christi wurden. So haben die Erfahrungen dieser Zeit die Engführung auf die Eucharistiefeyer aufgelöst und die organische Verbindung von Liturgie und Diakonie deutlich gemacht.

Die liturgische Sprache „verheutigen“

In den Kontext zu liturgischen Überlegungen gehören schließlich noch Fragen nach einer Verheutigung der liturgischen Sprache. Schwestern, die mit der Vorbereitung von liturgischen Feiern betraut waren, machten sich an die Umformulierung von Texten, *„so dass ich sie selbst ehrlich beten konnte. Bei der Durchführung der Liturgie war für mich sehr eindrücklich, dass ich selbst beten konnte und den Gebeten den Ausdruck verleihen konnte, den ich ihnen beimesse. Ich war auf einmal nicht mehr in der Rolle der ZuhörerIn, die sich nur mit standardisierten Antworten einbringen kann. Das fühlte sich für mich sehr gut an und war eine sehr andere Erfahrung.“*

Daraus ergibt sich die brennende Frage: wie kann eine echte "volle, bewusste und tätige Teilnahme" (SC 14) gefördert werden? Manche Orationen sind so formuliert, dass viele von uns diese Texte kaum ertragen können. Wie mag es da erst Menschen gehen, die nicht wie wir eine jahrelange Einführung in die Liturgie(-geschichte) erhalten haben? So halten wir eine "Übersetzungsarbeit" von liturgischen Texten in die heutige Sprachwirklichkeit für unbedingt notwendig, weil sich der "kraft göttlicher Einsetzung unveränderliche Teil" von Liturgie (SC 21) nicht auf die Formulierung von Gebetstexten beziehen kann.

Wie können wir Gott in unserem konkreten Alltag begegnen?

In diesem Zusammenhang ist die Frage zu stellen, wie eine alltagstaugliche Begegnung mit Gott besser ermöglicht werden kann. Die bisherige, oft institutionalisierte Religionspraxis, trennt gewöhnlich das Heilige vom Alltäglichen. Wir verweisen als unverzichtbare Anregung auf die Mystik als Erfahrungsweg (in Anlehnung an Martins Bubers „Ich und Du“) und auf zahlreiche christliche Mystikerinnen und Mystiker, für deren Anregungen suchende Menschen empfänglich sind.

Hier stellt sich die Frage: wo ist in unserem kirchlichen und liturgischen Betrieb Raum für die Stille, für die persönliche, individuelle Gottesbegegnung?

Viele Erfahrungen der vergangenen Monate lassen sich eng mit dem Emmausgeschehen in Verbindung bringen. So unternahmen Schwestern Spaziergänge in der Haltung von Madeleine Delbrel: „Geht hinaus ohne vorgefasste Ideen, ohne die Erwartung von Müdigkeit, ohne Plan von Gott; ohne Bescheidwissen über ihn, ohne Enthusiasmus, ohne Bibliothek – geht so auf die Begegnung mit ihm zu. Brecht auf ohne Landkarte – und wisst, dass Gott unterwegs zu finden ist, und nicht erst am Ziel. Versucht nicht, ihn nach Originalrezepten zu finden, sondern lasst euch von ihm finden in der Armut eines banalen Lebens.“

Der Dienst der Martyria wird von Frauen selbstverständlich geleistet ...

Unsere Fragen an den „Sinn“ von Corona sind keineswegs geklärt. Natürlich waren wir manchmal traurig und verunsichert über die Situation. Wir leiden mit allen Menschen, die krank sind und mit allen, die durch die sozialen und finanziellen Folgen der Pandemie schwer getroffen sind. Wir sind besorgt über die furchtbaren Auswirkungen, die die Pandemie in den armen Ländern unserer Erde jetzt schon hat und weiter höchstwahrscheinlich haben wird. Besonders die starke Zunahme von (sexueller) Gewalt an Frauen macht uns Sorgen. Wir versuchten, mit unseren Möglichkeiten, Not zu lindern und ansonsten, wie Madeleine Delbrel es beschreibt, ohne vorgefasste Ideen, ohne Plan von Gott, ohne Bibliothek unterwegs zu sein und die Unsicherheit nicht zu verdrängen.

Gemeinsam Auf-dem-Weg-sein, zuhörend, nachfragend, ausdeutend – Christusbegegnung mitten unter uns. Dieser Dienst der Martyria wurde von Frauen selbstverständlich geleistet. Wir wünschen, dass diesem kirchlich-vernachlässigten, aber wichtigen Bereich mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Auch in unseren Gemeinschaften gab es Konflikte; Versöhnung war wichtiger denn je. Wir haben erlebt, dass Fragen nach der Eucharistie Spannungen hervorgerufen haben. Nicht alle denken und empfinden gleich. Wir möchten weiterhin in Respekt mit denen leben, die anders denken und fühlen. Aber wir müssen unsere Fragen stellen und ernsthaft nach lebhaften und überzeugenden Antworten suchen.

Als Ordensfrauen leben wir Communio – Gemeinschaft im Glauben, als Schwestern, die sich nicht selbst gesucht, sondern in der Liebe Gottes gefunden haben. Wir haben die Gemeinschaft – trotz aller Konflikte – in diesen Wochen als zentralen Teil unseres Lebens neu erfahren: im aufeinander angewiesen sein, als sicherheitsgebend und tragend, als Raum der gelebten und geschenkten Versöhnung und als Ort einer großen Charismenvielfalt, die sich endlich noch mehr entfalten konnte, weil Begabungen Raum bekamen.

Es gibt kein Zurück mehr hinter unsere Erfahrungen

Es gibt für uns kein Zurück mehr, hinter die Erfahrungen dieser Corona-Wochen 2020 – einer unglaublichen Fülle in der verordneten Leere.

Norbert Lohfink schrieb: „Priester(in) sein heißt, Zeuge(in) des Wunders sein“. In diesem Sinn leben wir „Ordensfrauen für Menschenwürde“ eine priesterliche Existenz und bezeugen die Wunder, die Gott getan hat.

Wir hoffen, dass unsere Erfahrungen dazu beitragen, dass neue Wege gesucht und mutig gegangen werden.

Sr. Karolina Schweihofer, MC, München, Sprecherin
Sr. Antonia Hippeli, OSB, Tutzing,
Sr. Ulla Mariam Hoffmann OSB, Tutzing
Sr. Mechthild Hommel OSB, Bernried
Sr. Ruth Schönenberger OSB, Tutzing

Sr. Susanne Schneider MC, München,
Sr. Hildegard Schreier MC, Generalleiterin, München
Sr. Veronika Sube OSB, Tutzing
Sr. Sara Thiel, Schwestern vom Göttlichen Erlöser, München
Sr. Hilmtrud Wendorff CJ, Nürnberg

Die Autorinnen dieses Textes sind Ordensfrauen und haben sich im Herbst 2018 als Gruppe der „[Ordensfrauen für Menschenwürde](#)“ zusammen geschlossen ([Weblink hier](#)).

Eine Seite der Seelsorgeeinheit [Ulmer Westen](#).